

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	4 (1931-1932)
Heft:	10
Artikel:	Sorgenkinder : aus der Praxis des Erziehungsberaters [Fortsetzung]
Autor:	Hegg, Hans
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-851484

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dann auch die Wände meiner Stube mit der Farbe der Trauer belegen und mich von dem Menschengeschlechte, dessen ich mich nicht mehr wert fühlen würde, für immer verbergen.

Doch, ich ende das Bild meiner menschlichen Ansicht. Du, o Gott! bist höher als jede menschliche Ansicht. Mein Werk ist durch Dich ein Wunder in meinen Händen. Du hast es unter tausend Trübsalen errettet, Du wirst es auch unter dem gegenwärtigen, unter dem ich leide, erretten. Du, o Gott! wirst mir das Herz meiner Freunde wiedergeben. Du wirst sie über alle Selbstdäuschung und über alle Selbstsucht, die mich an den Rand des Verderbens brachten, erheben. Du wirst in ihnen mächtig und ihnen gnädig sein, daß meine Gebeine in meinem Grabe frohlocken und mein Geschlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verwirrung bestanden, meiner mit Dank und Nachsicht gedenke.

* * *

Nachwort der Redaktion.

Ein neues Jahr hat auch für uns begonnen. Wir Erzieher dürfen uns keinen Illusionen hingeben: Die Zeit ist unser Werk nicht günstig. Es muß uns bedrücken und beunruhigen, wie in den Ländern, die besonders schwer unter der wirtschaftlichen Not leiden, der Abbau auf keinem anderen Kulturgebiet so forsch und unbedenklich vollzogen wird, wie in der öffentlichen Erziehung. Durch rigorose Einsparungen wird z. B. in Deutschland die Schule in solchem Maße benachteiligt, daß vieles bedroht erscheint, was die Besten in Jahrzehntelangem Ringen aufgebaut haben.

Nun offenbart sich der Ungeist und die Schwäche der Zeit in erschreckender Deutlichkeit: Die allgemeine kulturelle Zerfahrenheit und Auflösung ist so weit fortgeschritten, daß es für die kompaßlosen, geängstigten Menschen kaum mehr andere Interessen gibt, als die augenblickliche individuelle Sicherung. Das Geschehen im Leben der europäischen Völker wird zunehmend durch kurzsichtigen Interessenkampf kleiner Gruppen bestimmt.

Und dabei wird die Jugend verraten. Sie wird um ihr Recht verkürzt, für eine bessere Zukunft die bestmögliche Ausbildung zu bekommen. Das aber ist doch zweifellos der zuverläss-

sigste Gradmesser für die geistige Kraft einer Nation, — das Maß ihrer Anstrengungen für die Förderung der kulturellen Tauglichkeit der heranwachsenden Generation, der geistige und materielle Aufwand für die Erziehung der Träger der Zukunft.

Nach einem Worte Nietzsches wird ein Zeitalter kommen, das kein wichtigeres Wort kennt als das eine: **Erziehung**. Wir leben nicht in dieser verheißenen Zeit.

In der Schweiz kennen wir bis jetzt noch keinen Schulabbau. Vielleicht erspart uns ein gütiges Geschick diese äußere, technische Bedrängnis der Schularbeit. Aber wir dürfen uns keinen Selbstdäuschungen hingeben: Auch bei uns sind die wirtschaftlichen Interessen des Tages stärker als der Wille und die Opferbereitschaft zu guter Erziehung der Jugend. — Das bekommen heute besonders deutlich in verschiedenen Kantonen die Befürworter der neuen Schulgesetzentwürfe (welche doch in ihren Fortschrittsforderungen so bescheiden sind) zu spüren: Reformen, die etwas kosten, erweisen sich in der Öffentlichkeit zum vornehmesten als unbeliebt. — Dem, der das noch nötig hatte, dem mußten die Augen durch das bedrückende Ergebnis der Abstimmung vom 6. Dezember über die Alters- und Hinterbliebenenversicherung endgültig geöffnet werden: Es ist ganz sicher, daß die gemeinschaftsfremde Gesinnung, die hinter der großen Mehrzahl jener 509,082 Nein steht, eben ein unbesiegtes Bollwerk darstellt, welches auch uns von den Erfüllungen unserer besten paedagogischen Sehnsucht (und besonders unserer schulreformerischen Wünsche) trennt.

Aber wir wollen nicht anklagen. Wir wollen bei Pestalozzi lernen, uns in aufrichtiger Demut auf diejenigen Ursachen aller Hemmnisse und Schwierigkeiten zu besinnen, die in uns selbst liegen. Wir müssen uns ehrlich gestehen, daß in der so verbreiteten Gemeinschaftsunfähigkeit des Volkes ein schweres Versagen gerade eben der **Erziehung** zum Ausdruck kommt, — der früheren Erziehung meinetwegen; aber wir alle sind noch so sehr in ihrem Geiste gefangen, daß wir alle mitschuldig sind. Wir müssen immer und immer wieder die Erkenntnis in uns erneuern, daß es gerade für die heutige Schule keine wichtigere Aufgabe gibt als die, die jungen Menschen zusammenzuführen und gemeinschaftsfähig zu machen. Alle wirkliche Kultur beruht auf der Kraft des Einzelnen, der Gemeinschaft mehr zu dienen als sich selbst. Erziehen wir uns Erzieher dazu, die Jugend in solchem Geiste führen zu können. Dann muß uns das angebrochene Jahr trotz allen Erschwerungen Segen bringen.

W. Sch.

Sorgenkinder.

Aus der Praxis des Erziehungsberaters.

Von Dr. Hans Hegg.

II.

Mit seiner Ehrlichkeit stand es überhaupt nicht zum besten. Oft schon hatte er seiner älteren, unverheirateten Schwester, bei der er wohnte, Geld genommen. Auch aus der Portokasse, die er als kaufmännischer Lehrling verwaltete, stahl er Geld. Deswegen verlor er die Lehrstelle.

Seine Aufführung war ganz allgemein schlecht. Er trieb sich viel in nicht einwandfreier Gesellschaft her-

um, mit denen er des Nachts Unfug anstellte, zu Hause hielt er sich wenig an Ordnung, morgens blieb er häufig bis gegen Mittag im Bett liegen, zu den Mahlzeiten kam er sehr unregelmäßig, ganz wie es ihm gerade paßte, er war auch ausnehmend frech, bei den geringsten Vorstellungen brauste er auf und widersprach auf unverschämte Art. Seine Leidenschaft war der Fußballsport, der jeder Arbeit voranging und nicht wenig zu seiner Verwilderation beitrug.

Bei näherem Zusehen entpuppte sich der Rowdy als sehr empfindsame Seele. Hinter seinem wilden Getue und seiner Ruppigkeit versteckten sich ganz erhebliche Insuffizienzgefühle. Vor allem quälte ihn ein Sprachfehler, den er als persönliche Minderwertigkeit empfand. Er konnte das r nicht ganz korrekt aussprechen. Der Fehler war allerdings bei weitem nicht so schlimm, wie er sich einbildete. Er glaubte sich deswegen hinter seinem Rücken verlacht, nicht eigentlich von seinen Kumpen, aber von den Erwachsenen, denen er (wie er meinte) besonders aus diesem Grunde mit Mißtrauen begegnete.

Er war auch überzeugt nicht imstande zu sein, sich richtig benehmen zu können. Erwachsenen gegenüber plagte ihn die größte Unsicherheit. Darum sei er auch so frech, stellte er mit Einsicht fest. Von seinen Fähigkeiten hatte er eine sehr geringe Meinung. Einzig im Fußballspiel sei er tipptopp, darum liebe er es auch so sehr. Ueberhaupt hatte er keine gute Meinung von sich. Er war überzeugt, „verbrület“ zu sein und einen schlechten Ruf zu haben. Bis zu einem gewissen Grade hatte er damit sicher recht — er war ja ein Flegel — darüber hinaus legte er aber einfach seine Auffassung von sich selber in seine Umgebung hinein und kam so zu einer schiefen, pessimistischen Beurteilung der Situation.

Die Selbstverurteilung, die den Minderwertigkeitsgefühlen zu Grunde lag, bezog sich eigentlich auf autoerotische Gewohnheiten, die ihren Anfang zwischen dem 4. und 5. Lebensjahr genommen und sich stärker erwiesen hatten als der allmählig schwächer gewordene Wille zu ihrer Behauptung.

Das wußte der Junge nicht oder nicht mehr, weil er den Sachverhalt nicht erkennen wollte. Er war ihm zu peinlich. Daher „verdrängte“ er die Einsicht in die wahren Zusammenhänge und „verschob“ die Schuldgefühle auf andere, harmlosere und bewußtseinsfähigere Gebiete. So bekam der Sprachfehler die Bedeutung einer persönlichen Minderwertigkeit und wurde die Begabung in zwanghafter Weise entwertet. (Allerdings leistete die Umgebung der Verschiebung des Schuldaffektes kräftig Vorschub, indem sie nur zu oft den Sprachfehler zum Anlasse ihres Spottes mache und das scheinbar maßlose Selbstgefühl des Jungen durch demonstrative Geringsschätzung zu dämpfen suchte. Davon wird noch zu sprechen sein.)

Das Mißtrauen und die Unsicherheit Erwachsenen gegenüber stammte im Wesentlichen aus der ebenfalls

unbewußten Erwartung, er könnte durchschaut und sein „Geheimnis“ aufgedeckt werden.

Das selbstherrliche und flegelhafte Getue führte zu einer vollkommenen Täuschung der Umgebung in bezug auf die faktische seelische Verfassung des Jungen. Niemand ahnte den neurotischen Hintergrund und fühlte hinter dem Sich-über-alles-hinwegsetzen die große Unsicherheit. Die verantwortlichen Erzieher empfanden vielmehr das asoziale Verhalten einfach als Provokation, was es schließlich auch war, und reagierten dagegen echt menschlich mit mehr oder weniger gewalttätiger Abwehr oder gingen ihrerseits zum Angriff gegen den Jungen vor.

Abwehr und Angriff zugleich war vor allem eine Kritik an dem Jungen, die vom mehr oder weniger liebevollen „Hinweis“ über Spott und Hohn zur nachdrücklichen Feststellung seiner Verworfenheit hinüber und herüber wechselte.

Besonders der Sprachdefekt wurde zum Anlaß genommen, um dem Jungen „Demut“ beizubringen, in der richtigen Erkenntnis, daß hier eine Stelle verminderten seelischen Widerstandes vorlag. „Wenn er nicht einmal den r richtig sagen könne, solle er lieber sich zu Hause still halten, als draußen den Großen zu spielen“, oder: „wer nicht r sagen könne, habe allen Grund schön still zu sein“, usw., so und ähnlich lauteten die Aufforderungen.

Naheliegend war natürlich auch, dem Jungen zu Gemüte zu führen, er sei nichts, könne nichts und werde nichts werden, und seine schlechte Aufführung mit dem Entzug des Zutrauens zu beantworten und ihm zu zeigen, daß man keinen Glauben mehr an ihn habe.

Der Selbständigkeitstrang wurde nicht gelenkt, sondern aus Mißtrauen den möglichen Absichten des Jungen gegenüber oft und in verschiedenen Hinsichten scharf abgebremst. Der Junge aber fühlte daraus heraus nur die Benachteiligung und sah darin den Beweis, „daß man ihm nichts gönne“.

Auch die Behandlung von Geldfragen war bestimmt von einem ausführlichen Mangel an Zutrauen. Zunächst wurde dem Jungen überhaupt kein Taschengeld bewilligt („er verdiene es nicht“), dann wurden ihm schließlich Fr. 5.— im Monate gegeben, die Ausgaben aber in der Regel einer vernichtenden Kritik unterzogen („da habe man den Beweis, daß er mit Geld nicht umzugehen wissen“). Ein beliebtes (und unvorsichtiges) Strafmittel war der Entzug des Taschengeldes, der den Jungen besonders erbitterte.

Und wenn schließlich alle „Ermahnungen“ keinen ausreichenden Eindruck machten — der Junge bemühte sich sehr, nicht beeindruckt zu scheinen — oder eine aufreizende Unbotmäßigkeit vorlag, wurde er verprügelt. Eine verfehlte Maßnahme, die ganz besonders den neurotischen Zustand verschlimmerte. Da der Junge sich nicht immer einschüchtern ließ und die Prügel gutwillig einsteckte, sondern sich auch wehrte, kam es vor, daß die körperliche Züchtigung noch unpaedagogischer aus-

fiel, als sie es an sich schon war. Statt der Ohrfeige, die nicht placiert werden konnte, erhielt er etwa Fußtritte oder Schläge mit einem Holzscheit und dem Peitschenstock.

Minderwertigkeitsgefühle machen empfindlich in bezug auf alles, was auch nur dem Anschein nach das Selbstgefühl tangiert. Begreiflicherweise. Und so verhielt es sich bei dem Jungen. Er vertrug keine berechtigte noch weniger unberechtigte Kritik, war rasch beleidigt und sehr nachträgerisch. Sehr genau erinnerte er sich z. B. an alle „Ungerechtigkeiten“, die er einmal in der Schule erdulden mußte. Kein Wunder, wenn er als Reaktion auf die vielen Erziehungsfehler eine Trotzeinstellung entwickelte. Trotz war sein unzulänglicher Versuch, das je länger je mehr erschütterte Selbstvertrauen gewaltsam noch aufrecht zu erhalten.

Trotz war im Wesentlichen die Negation der Autorität der Geschwister, die ihn erziehen mußten (die Eltern waren früh gestorben) und die demonstrative Zuwiderhandlung gegen ihre Gebote. „Zu Hause wollte mir niemand mehr glauben, so trotzte ich ihnen gegen alles“. Trotz war auch weitgehend seine schlechte Aufführung außerhalb des Hauses.

Seine Liebe für den Fußball wäre sicher nie so heiß geworden, wenn er nicht mit Recht oder Unrecht im Glauben gewesen wäre, daß die Geschwister den „Sport hassen“. Nebenbei bemerkt: ähnliche Motive steckten auch hinter seinem unbewußten Bedürfnis nach einem Umgange, der den Geschwistern nicht genehm war.

Allerdings liebte er das Fußballspiel auch deshalb noch, weil es ihm reichlich Anerkennung beitrug bei seinen Kumpaten und ihm das Erlebnis der persönlichen Tüchtigkeit vermittelte. Darin fand er eine gewisse Kompensation für seine vermeinte Leistungsunfähigkeit auf anderen Gebieten, vor allem in der Arbeit.

Auch die Gelddiebstähle standen in naher Beziehung zum Trotze.

Je mehr er das Gefühl hatte, man erlaube ihm nichts oder man gönne ihm nichts, umso mehr fühlte er sich berechtigt, sein vermeintliches Recht sich selber zu holen. „Sie wollten mir kein Sackgeld geben. Ich aber sah, wie andere Buben Geld hatten. Ich aber wollte auch Geld haben und stahl es.“ Den Taschengeldentzug empfand er als Herausforderung, sich mit Gewalt zu holen, was man ihm ungerechtfertigterweise versage. Es ist auch bezeichnend, daß er das gestohlene Geld mit Vorliebe für Sportzeitung, Sportbücher, Sportkleider und dergleichen ausgab. Natürlich folgte er dabei seiner Neigung für den Sport, dann aber bereitete es ihm Vergnügen, das Geld gerade für Dinge auszugeben, die den Geschwistern besonders unsympathisch waren.

Am Tage des Einbruchdiebstahles, der ihn vor das Jugendgericht führte, war er in einer ausgesprochen oppositionellen Stimmung und stritt sich sehr mit seiner Schwester. Er sollte am Nachmittag bei Bekannten einen Besuch machen, war aber festentschlossen, nicht zu gehorchen. Er verzog sich daher und zeigte sich den gan-

zen Nachmittag nicht. Gegen Abend kehrte er heim, fand aber noch niemand zuhause. Er wartete einige Zeit und suchte dann seine Kameraden wieder auf, einigermaßen darüber erbost, daß er nichts zum Nachtessen erhalten hatte. Nach 21 Uhr kehrte er heim, wo er sofort wegen seines langen Ausbleibens zur Rede gestellt wurde. Es entwickelte sich ein Streit, in dessen Verlauf er wütend weglief in der Absicht, zu seinen Freunden, die er in einer alkoholfreien Wirtschaft versammelt wußte, zurückzukehren. Unterwegs kam ihm plötzlich in den Sinn, daß er ja kein Geld habe — Taschengeldentzug! — und daher nicht einkehren könne. Da erinnerte er sich an die zufällige Bemerkung seines Kameraden am Morgen und in seiner Verbissenheit brach er nun kurz entschlossen ein, um das Geld zum Wirthausbesuch zu gewinnen.

„Den Einbruch hätte ich nicht gemacht, wenn man nicht mit mir gezankt hätte und ich nicht so taub gewesen wäre.“ Das scheint durchaus glaubhaft. Ein hübsches Beispiel dafür, wie eine Trotzeurose zu kriminellen Handlungen führen kann auch ohne eigentliche kriminelle Tendenzen.

Zum vollen Verständnis des Jungen und der Geschwister ist noch nachzutragen, daß vor der ausgebildeten Trotzeurose schon eine erhebliche Undiszipliniertheit des Charakters bestand, die nicht neurotisch bedingt, sondern die unkomplizierte Folge eines Erziehungs Mangels war, dem der Junge in entscheidenden Jahren ausgesetzt war.

Beide Eltern starben sehr früh. Jahre lang war der Vater krank. Er konnte sich daher nicht ausreichend um den Jungen kümmern, er ließ ihm manches durch, nur weil er nicht über die nötige Spannkraft verfügte, den Jungen in der Hand zu behalten. Der Junge verwilderte begreiflicherweise einigermaßen infolge dieses Mangels an erzieherischer Disziplin, die ein wichtiges Erfordernis einer „normalen“ Entwicklung ist.

Nach dem Tode des Vaters — die Mutter war schon früher gestorben — mußten die älteren Geschwister in die Lücke treten und dem Jungen die Eltern ersetzen. Sie fanden eine schwierige Aufgabe vor. Einmal deshalb, weil es an sich für ältere Geschwister (besonders wenn der Altersunterschied verhältnismäßig gering ist, was auch hier der Fall war) schwierig ist, jüngere Geschwister zu erziehen. Die psychologischen Voraussetzungen dazu sind ungünstig. Dann aber vor allem deshalb, weil die Zurückführung des Jungen in eine erzieherische Ordnung besondere Erfahrung und auch Verständnis verlangte, worüber die Geschwister nicht in ausreichendem Maße verfügten. Es fehlte ihnen besonders die Geduld.

„In meiner Jugend wurde mir von Vater und Mutter vieles erlaubt und als beide gestorben waren, wurde dies von meinen Geschwistern nicht mehr getan. Ich war aber daran gewöhnt und trotzte meinen Geschwistern“, berichtet der Junge. Die älteren Geschwister fanden nun nicht den geeigneten Weg, den Widerstand des Jungen allmählig zu überwinden. Sie griffen in ihren erzieherischen Mitteln fehl. Wer wollte ihnen deswegen einen

Vorwurf machen? Die Folge davon war die Versteifung des Widerstandes auf Seiten des Jungen, was seine Erzieher zu schärferer — und unrichtiger — Gegenwirkung veranlaßte, bis die paedagogische Situation gründlich verfuhrwerk war.

Der Jugendrichter bewies ein volles Verständnis für die Lage des Jungen. Er stellte ihn unter Schutz-

aufsicht und sicherte im Urteil die Durchführung einer heilpaedagogischen Behandlung. Heute befindet sich der Junge auf dem besten Wege, sein seelisches Gleichgewicht zu finden. Der Verzicht auf den kaufmännischen Beruf und die Ueberleitung in ein Handwerk erwiesen sich als sehr zweckmäßig und erleichterten die Anpassung an die Arbeit.

Lehrernot.

Das Ergebnis einer Rundfrage.

Bearbeitet von W. Schohaus.

3. Stück:

Die Schulfreundlichkeit der Eltern.

Die meisten Eltern unseres Landes stehen der Schule leider recht fremd gegenüber. Sie pflegen vielleicht ein Gefühl des Behagens, dieser Institution selbst endgültig entronnen zu sein. Auch stehen sie möglicherweise unter dem Eindruck, hier sei elterlicherseits doch nicht viel auszurichten, die Lehrerschaft lenke die Dinge letzten Endes ja doch nach eigenem Gutdünken. Manche mögen auch von dem tragen Optimismus erfüllt sein, die Schule sei heute schließlich so gut, wie sie eben sein könne, der Staat überwache ja das Schulwesen, da dürfe man sich die eigene Anteilnahme ersparen.

Alle reformfreudigen Paedagogen sind aber längst zu der Erkenntnis gekommen, daß die Teilnahmslosigkeit der Elternschaft ein großes Uebel ist, daß diese Uninteressiertheit den schlimmsten Hemmschuh für eine flotte Vorwärtsentwicklung darstellt.

Es gibt ja Angelegenheiten, die wirklich den Fachleuten überlassen werden sollten. Gerade in unserm Lande herrscht vielfach eine allzu demokratische Respektlosigkeit, derzufolge man in alles hineinzureden sich berechtigt glaubt. Natürlich existieren Schulfragen — zu ihnen gehören z. B. die spezielleren Probleme der Methodik — deren Lösung sicher am besten den Schuleuten überlassen bleibt. Insoweit es sich aber um die *Wegrichtung*, um den *Geist* der Schule, um diese Kultureinrichtung als *Ganzes* handelt, sind sicher weiteste Kreise zur Anteilnahme verpflichtet und zur Mитsprache berufen, vorausgesetzt, daß sie sich zuvor in diese Fragen versenken.

Alle Schulkritik sollte wohlwollend bleiben, auch da, wo sie aus sachlichen Gründen scharf werden muß. Die Schule ist zu wichtig, als daß sie das Objekt für die Entladung unserer Verärgerungen werden dürfte. Es ist sehr leicht und billig, über Schuleinrichtungen und Schulmeister zu schimpfen. Aber es ist sehr schwierig, die Schulübel nach ihren Ursachen und ihrem Wesen tiefer

zu erfassen und wirklich gangbare neue Wege zu zeigen. Wer sich durch angelegentliche Anteilnahme keine tiefere Einsicht in die Probleme der Schule und die dornenreiche Tätigkeit des Lehrenden erworben hat, dem fehlt jedes innere Recht zu tadelnden Aussetzungen.

Man spricht etwa von schulfreundlichen und nicht-schulfreundlichen Ortschaften und Bevölkerungskreisen. Die Schulfreundlichkeit sollte aber für jedenmann das Selbstverständliche sein. Auch wenn uns der Schulbetrieb unserer Gemeinde oder unseres Landes weitgehend unzulänglich oder verfehlt erscheint, — die Schule als Kultureinrichtung, als Idee, als Aufgabe muß uns stets am Herzen liegen. Eigentlich sollten sich gerade die Eltern umso liebevoller um diese Institution kümmern, je mehr sie der Verbesserung bedarf. Schulfreundlich sein heißt Interesse aufbringen für unser wichtigstes gemeinsames Instrument zur seelischen Gestaltung der heranwachsenden und kommenden Generationen.

Es gibt ja glücklicherweise in allen Schichten unseres Volkes zahlreiche Eltern, welche der Arbeit des Lehrers gegenüber eindeutiges Wohlwollen und wirkliches Verständnis aufbringen. Daneben besteht jedoch eben die erwähnte gleichgültige Uninteressiertheit. — Daß es aber außerdem vielen Eltern am guten Willen zur richtigen Würdigung der Lehrerarbeit fehlt, daß gerade der Lehrerstand (besonders in ländlichen Verhältnissen) viel gehässige Kritik und verständnislose Anfeindungen aus Elternkreisen erfahren muß — dafür legen die nachfolgenden Lehrer-Bekenntnisse beredtes Zeugnis ab. Diese Darstellungen zeigen uns im Besondern, daß häufig gerade den initiativen, reformfreudigen Lehrern, die in ihrer Schulgestaltung neue Wege einzuschlagen suchen, von ihren Gemeindegenossen die unerquicklichsten Schwierigkeiten bereitet werden.

* * *

„Schattenbringer sind mir die Väter meiner Schüler. Es sollte doch so sein, daß Eltern, Geistlichkeit und Lehrer zu-